

# Die Kette des

Nr. 48

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

## Erweckt.

Roman von H. Ger.

(Fortsetzung.)

Selbstverständlich," entgegnet der Staatsanwalt. „Und obgleich ich dazu nicht im geringsten verpflichtet bin, will ich Sie auch mit diesen Tatsachen bekanntmachen, damit Sie nicht über eine „rohe und brutale Justiz“ zetern können. Zunächst ist eine anonyme Denunziation bei der Behörde eingegangen.“

„Und die genügt, um den sonst doch ziemlich schwerfälligen behördlichen Apparat in Bewegung zu bringen?“ fragt Helmut mit ironischem Lächeln.

„Allerdings! Denn der Denunziant kann hundert triftige Gründe haben, im Verborgenen zu bleiben. Die Erfahrung lehrt, daß ein hoher Prozentsatz gerade der schwersten Verbrechen durch anonyme Denunziationen aufgedeckt werden. Deshalb muß die Behörde auch solchen nachgehen. Ein Einschreiten erfolgt natürlich nur dann, wenn sich sonstige Indizien ergeben. Und die sind in Ihrem Fall in erdrückender Fülle vorhanden. — Zunächst hat die Behörde ermittelt, daß Sie schon bei dem großen Weberstreik vor ungefähr vier Jahren eine intensive umstürzlerische Tätigkeit entwickelt haben.“

Helmut zuckt die Achseln. „Mit einem Staatsanwalt des heutigen Staates darüber zu streiten, was staatserkhaltend und was umstürzlerisch ist, erübrigt sich.“

„Für die Behörde ist diese Tatsache aber nicht ohne Bedeutung. Sie sind dann, als Ihnen der Boden zu heiß wurde, auf die Wanderschaft gegangen, müssen aber in Ihrem Verufe sehr schlecht fortgekommen sein, denn Sie haben, wie die Behörde festgestellt hat, schließlich in Köln am Rhein eine Stelle als Hausknecht in einem Musikaliengeschäft angenommen.“

In Helmut's Gesicht flammt es auf. „Herr Staatsanwalt," sagt er scharf, „entweder haben

die Behörden sehr liederlich recherchiert, oder es ist Ihnen Wesentliches verschwiegen worden. Sonst müßten Sie wissen, daß das Nichtfortkommen in meinem Verufe darauf zurückzuführen war, daß heimtückische Niedertracht, in Gestalt schwarzer Listen, mich durch ganz Deutsch-

land verfolgte. Im übrigen habe ich mich der Tatsache, daß ich mir durch ehrliche Arbeit, und sei es auch als Hausknecht, mein Brot verdient habe, nicht zu schämen.“

„Gewiß nicht! Die Behörde zieht aus dieser Tatsache jedoch zwei wichtige Schlüsse. Einmal haben Sie gewiß erst eine Stelle als Hausknecht angenommen, nachdem Sie schon weit heruntergekommen waren und zweitens haben Sie als Hausknecht schwerlich Gelegenheit gehabt Reichtümer zu erwerben.“

Der Staatsanwalt macht eine Pause. Als Helmut schweigt, fährt er fort: „Nach Ihrer Rückkehr haben Sie sich hier erst eine kleine Werkstatt errichtet und diese dann durch einen Anbau vergrößert, zu dem Sie bisher grundfänglich jedermann den Zutritt verwehrt haben, in dem Sie aber, wie durch Beobachtungen festgestellt ist, zu bestimmten Zeiten arbeiten. Später haben Sie Ihr altes hausfälliges Haus so renoviert, daß ein neues daraus wurde. Und Sie haben sich dabei nicht auf das Notwendige beschränkt, sondern außen und innen Lurus entfaltet. Weiter haben Sie neue große, massive Baulichkeiten, Stallungen und Scheunen, aufgeführt.“

„Der Augenschein bestätigt es!“ nickt Helmut trocken.

„Sie haben ferner," spricht der Staatsanwalt weiter, „umfangreiche Meliorationsarbeiten an Ihren Wiesen vorgenommen, neue große Wiesen hinzugekauft und auch diese melioriert. Und bei all diesen Bauten und Käufen haben Sie durch unser erstes Bankhaus in Kotebach noch eine für Ihre Verhältnisse hohe Summe in Wertpapieren anlegen lassen.“

„Herr Staatsanwalt, wenn Sie mit der Gründlichkeit, mit der Sie meine Privatverhältnisse durchforscht haben, sich einmal hinter Ihre Kotebacher Muster-



Das Wasser steigt . . .

bürger hermachen, was würden Sie da erst an Verdachtsmomenten für unendliche Vergehen und Verbrechen erhalten!"

"Die Behörde schreitet gegen jedermann ohne Ansehen der Person ein, sobald der geringste Verdacht ungesetzlicher Handlungsweise vorliegt," antwortet der Staatsanwalt mit großer Schärfe im Ton. "In Ihrem Falle hat die Behörde weiter ermittelt, daß Sie zwar regelmäßig Sendungen bekommen, die aber nichts weiter enthalten, als eine bestimmte Anzahl Exemplare der „Volksstimme“, die Sie dann in aller Heimlichkeit verbreiten und verbreiten lassen. Daß Sie aber irgendwelches Rohmaterial für etwaige Fabrikate nicht beziehen, auch keine Fabrikate versenden. Dagegen ist festgestellt, daß Sie vier- bis sechsmal im Jahre, nur mit gewöhnlichem Reisegepäck versehen, längere Reisen antreten, und daß Sie jedesmal nach der Rückkehr von solchen Reisen eine größere Summe bei dem Bankhaus deponieren. Und auf der letzten derartigen Reise ist Ihnen etwas Besonderes passiert."

Der Oberförster sitzt wie auf Nadeln. Vom ersten Augenblick der Unterhaltung des Staatsanwalts mit Berg hat er den Eindruck, daß der Staatsanwalt mit dem jungen Manne spielt, wie die Katze mit der Maus. Und daß die ganzen Darlegungen des Staatsanwalts nur den einen Zweck haben, Berg immer mehr in die Enge zu treiben. Und jetzt scheint der Staatsanwalt einen letzten, vernichtenden Schlag führen zu wollen.

Auch Dora hat die Empfindung, als ob die Schlingen um Helmut sich fester und fester ziehen, und die Ausführungen des Staatsanwalts, der mit seinen grauen, stechenden Augen Helmut fortgesetzt scharf fixiert, sich zu einer Kette von Verdachtsgründen mit erdrückender Beweisraft zusammenschließen. Sie ist kreidebleich geworden und zittert aus Angst vor dem Kommenden am ganzen Leibe.

Zufällig gleitet Helmut's Auge über sie hin, und als er sieht, welche Seelenqualen das liebe Wesen erduldet, wirft er ihr schnell einen beruhigenden Blick zu. Nur einen Blick, den außer Dora sonst niemand wahrnimmt. Und doch wirkt er Zentnerlasten von der Seele Doras. Am liebsten wäre sie aufgesprungen und hätte laut gejubelt. Nun die Angst von ihr abgefallen ist, sieht sie auch erst, daß es um Helmut's Mundwinkel beständig schalkhaft zuckt.

Da Helmut auf die letzten Worte des Staatsanwalts nicht reagiert, wiederholt dieser lauernd: „Auf Ihrer letzten Tour ist Ihnen also etwas sehr Eigentümliches passiert!"

„Daß ich nicht wüßte!" antwortet Helmut nun leichtthin.

„Dann will ich Ihnen sagen: „Sie sind in Prag direkt dabei ertappt worden, als Sie falsche Guldenstücke verausgabten!"

Der Schlag ist gefallen, die Bombe geplatzt. Der Oberförster verwünscht es innerlich tausendmal, daß er gerade heute nach dem Kantorhause gegangen ist, um Zeuge einer so schrecklichen Szene zu sein.

„Nun genug!" jagt der Staatsanwalt, der bis dahin mit Sarkastischer Höflichkeit gesprochen hatte, im barschesten Tone zu Helmut: „Marsch! Augenblicklich öffnen Sie Ihre Werkstätte!"

Der Staatsanwalt gibt den beiden Gendarmen ein Zeichen. Sie treten so dicht an Helmut, daß diesem ein Entweichen unmöglich ist. So geht er zur Werkstätte. Der Staatsanwalt, der Gemeindevorsteher und der Oberförster mit seinen Damen, alle in höchster Spannung hinterdrein.

Als Helmut die erste Türe öffnet, wird die kleine Werkstätte eines Maschinenbauers sichtbar, mit Werkbank, Schraubstock, Drehbank und den sonstigen Werkzeugen.

„Weiter!" drängt der Staatsanwalt. „In die geheimnisvolle Werkstätte wollen wir!" Hel-

mut schließt noch eine Türe auf und es zeigt sich eine zweite nette, kleine Werkstätte. In der Mitte steht eine dichtverhängte Maschine. An den Wänden befinden sich ebenfalls verhängte Gestelle, sowie einige kleine Schränke. An der einen Längsseite des Raumes steht eine zierliche Hobelbank.

„Aha!" ruft der Staatsanwalt triumphierend, „hier haben wir die Maschine! Und wo haben Sie Ihre Platten?"

Helmut zeigt nur auf die verhängten Gestelle.

Hastig zerrt der Staatsanwalt die graue Leinwand beiseite. Reihen übereinander gestapelter Holzplatten werden sichtbar. Die Lagerung ist eine sehr sorgfältige, denn jede Platte ruht auf besonderen Unterlagen.

„Ich meine die Platten zur Herstellung der falschen Scheine!" schreit der Staatsanwalt mit vor Erregung bebender Stimme Helmut an.

„Das sind meine Platten, Herr Staatsanwalt!" antwortet Helmut mit eisigem Ton.

Jetzt erinnert sich der Staatsanwalt, daß er schon viel von Holzdruck gelesen hat. Also stimmt es vielleicht doch. Schnell zieht er eine Platte heraus, noch eine, immer mehr, von oben, von unten, aus der Mitte, aber alle glänzen sie im hellen, reinen Weiß des Edeltannenholzes. Die Oberfläche ist geglättet, nirgends eine Spur von Zeichnung, Vertiefung oder Farbenrest. Sollte das vielleicht alles bereits beseitigt sein, und erst wieder bei einem Neudruck frisch aufgetragen werden? Jedenfalls ist mit den Platten so nichts zu beweisen. Vielleicht in den Schränken? Schnell öffnet er den einen. Enthält zierliche Hobel und andere ihm unbekannte Werkzeuge. Dann den zweiten. In ihm stehen Flaschen mit verschiedenem Lack, sowie Leimtiegel.

Nach Falschmünzwerkstatt steht das eigentlich alles nicht aus, und langsam überkommt den Staatsanwalt ein sehr unangenehmes Gefühl.

Doch da ist ja noch die Maschine. Er winkt einem der an der Tür stehengebliebenen Gendarmen herein und läßt von ihm die Maschine abdecken. Nach Fortnahme der Leinentücher kommt ein Werk mit Spindeln, Supporten und Gradmessern zum Vorschein.

Neue Enttäuschung für den Staatsanwalt. Denn wenn er auch nichts vom Maschinenwesen versteht, eine Maschine zum Drucken von Geldscheinen hat er sich doch ganz anders vorgestellt. Indes, man kann trotzdem nicht wissen. Schnell nimmt er den Gemeindevorsteher bei Seite und fragt ihn leise: „Haben Sie vielleicht jemand im Orte, der Kenntnis von Maschinen hat?"

„Sawohl, Herr Staatsanwalt!" antwortet der Gemeindevorsteher ebenfalls leise. „Unseren Schmied. Er steht mit draußen bei den anderen Leuten. Soll ich ihn hereinrufen?"

„Einen Moment. Ist der Mann auch sonst zuverlässig?"

„Ganz zuverlässig! Er ist Vorsitzender des Kirchenrates und Mitglied des Militärvereins."

„Dann können Sie ihn hereinholen."

Eine Minute später betritt der Schmied die Werkstätte. „Verstehen Sie etwas vom Maschinenfach?" fragt ihn der Staatsanwalt.

„Das will ich meinen! Meine Frau hat eine Nähmaschine und ich selbst eine Reisenbiegmaschine."

„Sind Sie der Meinung, daß mit dieser Maschine hier falsches Papiergeld hergestellt werden kann?"

„Ei, das versteht sich! Wo soll denn sonst der Reichtum herkommen? Die Leute sagen es ja alle! Und als ich vor längerer Zeit einmal mit unserem Herrn Pfarrer über die Sache sprach, da sagte der sofort auch: Das stimmt ganz gewiß! Der Reichtum im Kantorhause hängt sicher mit falschem Gelde zusammen!"

Jetzt kann Helmut nicht länger an sich halten. Er lacht laut auf. „So! So! der Herr Vorsitzende des Kirchenrates trägt das Altweibergetränk von dem Geldmännel, das im Kantorhause sein Wesen treibt zum Herrn Pfarrer, und bei der Staatsanwaltschaft geht prompt die anonyme Denunziation ein. — Uebrigens, Frieder, hast Du denn in Deinem Leben schon einmal eine Notenpresse gesehen?"

„Nein! Ein solches Ding habe ich noch nicht gesehen!"

„So! Meinst Du nun, daß es möglich ist, auf der Nähmaschine Deiner Frau einen Nadelreifen zu biegen?"

„Nein, das geht nicht!"

„Na also, Frieder! Und doch wäre es immerhin noch eher möglich, auf einer Nähmaschine einen Nadelreifen zu biegen, als es möglich ist, mit dieser Maschine hier falsches Papiergeld herzustellen."

Der Staatsanwalt wünscht jetzt, er hätte die Fahrt nach Lammgrün nie angetreten. Denn daß diese Aktion, die er mit soviel Zuversicht unternommen hat, mit einem schrecklichen Misserfolg endet, das wird ihm immer klarer. Und nun noch dieses Kamel von Maschinen-Sachverständigen! Endlich fragt er Helmut: „Wollen Sie mir denn sagen, welchen Zwecken diese Maschine dient?"

„Das kommt ganz darauf an, in welcher Eigenschaft Sie fragen, Herr Staatsanwalt. Wenn Sie als Staatsanwalt fragen, dann antworte ich Ihnen: diese Maschine ist mein ur-eigenstes Werk, ihre Konstruktion mein geistiges Eigentum und zugleich mein Fabrikationsgeheimnis. Und das geht Sie und sämtliche Staatsanwälte der Welt gar nichts an. Fragen Sie dagegen als Privatmann, der sich für Technik und Gewerbeleiß interessiert, dann erhalten Sie Auskunft und ich führe Ihnen die Maschine im Betriebe vor."

Noch einmal braust der Staatsanwalt auf: „Wenn Sie mir den verlangten Aufschluß verweigern, konfiszieren ich die Maschine!"

„Auch gut, Herr Staatsanwalt! Wenn Sie nach einer besonderen Plamage lüstern sind, bin ich der Letzte, der Sie daran hindern wird. Nur das eine sage ich Ihnen heute schon: So sicher wie wir beide hier stehen, so sicher bringen Sie mir meine Maschine zurück! Und ich sage Ihnen weiter: In Ihrem ganzen Leben konfiszieren Sie keine Maschine mehr!"

Der Staatsanwalt besinnt sich einen Augenblick, dann sagt er: „Gut, dann will ich unter allem Vorbehalt die gleiche Frage als Privatmann stellen."

„Schön! Wollen die Herrschaften etwas zurücktreten, damit ich den Riemen auflegen kann." Schnell hebt Helmut den Schutzkasten von dem kleinen Elektromotor ab, legt den Riemen auf, schraubt einen Fräser auf eine der Spindeln der Maschine und schaltet mit einem Hebel langsam den elektrischen Strom ein. Dann spannt er ein Stück minderwertiges Holz in den Support und läßt ihn mit dem Holze mehrmals unter den Fräser durchgehen. Sodann wirbeln unter surrendem Geräusch die Spähne und bald ist eine Vertiefung von ganz bestimmter Schwefung aus dem Holze herausgeschnitten.

Helmut hält die Maschine an, nimmt das Holz aus dem Support und reicht es dem Staatsanwalt. „Die Maschine dient, wie Sie sehen, zur Holzbearbeitung, und sie leistet vermöge ihrer besonderen Konstruktion Arbeiten von höchster Feinheit und Genauigkeit. Wenn Sie mir gestatten, nach dem Hause zu gehen, dann will ich Ihnen auch ein fertiges Fabrikat, das ich seines hohen Wertes halber hier nicht aufbewahren, vorlegen. Außerdem werde ich Ihnen noch ein Schriftstück unterbreiten, dem Sie auch einiges Interesse entgegenbringen dürften."

Der Staatsanwalt nickt nur mit dem Kopfe und gibt den Gendarmen einen Wink, Helmut

durchzulassen. Hier war ja doch nichts mehr zu retten, der Reinfall war ein kompletter.

Nach einigen Minuten kehrt Helmut mit einem Kasten und einer Briefmappe zurück. Als er den Kasten öffnet, kommt eine neue, noch unlackierte weiße Geige zum Vorschein.

„Eine Geige!“ sagt der Staatsanwalt ganz verdutzt. „Geigen bauen Sie?“

„Jawohl, Herr Staatsanwalt. Aber nicht Geigen schlechthin, sondern nur Meistergeigen, Geigen höchster Vollendung.“

„Ach denke Sie sind Maschinenbauer!“ sagt der Staatsanwalt noch verwunderter.

„Schon recht! Die Personalakten, die Sie über mich angelegt haben und die wohl einen ungeheuren Umfang erreicht haben müssen, sind, wie ich Ihnen schon vorher sagte, trotzdem noch recht lickenhaft. Deshalb wissen Sie auch nicht, daß ich vorher, ehe ich Maschinenbauer wurde, bei einem unserer ersten Geigenbauermeister über ein Jahr in der Lehre war. Jetzt habe ich beide Künste verbunden, und baue Geigen unter Anwendung raffiniertester Maschinen-technik.“

Der Staatsanwalt schweigt und Helmut entnimmt der Briefmappe ein umfangreiches mit großem Amtssiegel versehenes Schriftstück. Oben sind zwei Guldenscheine angeheftet, und darunter schreibt die k. k. Polizeidirektion von Prag, daß die konfiszierten Guldenscheine sich bei der Prüfung durch Sachverständige als echt erwiesen haben und anbei an ihren Eigentümer zurückfolgen.

„Warum haben Sie mir dieses Schreiben nicht gleich vorgelegt?“ fragt der Staatsanwalt unwirsch.

„Der Herr Staatsanwalt hatten ja angeordnet, daß sich niemand von der Stelle rühren solle und Ihre Hilfsbeamten haben in liebenswürdigster Weise mit geizigem Eifer darüber gewacht, daß die Order befolgt wurde. Außerdem konnte es Ihnen doch auch nicht unbekannt sein, daß bei der Bettelwirtschaft jenseits der schwarz-gelben Grenzpfähle längst kein Mensch mehr weiß, welche Scheine echt und welche falsch sind, und daß deshalb eine Konfiskation gar nichts zu bedeuten hat.“

Der Staatsanwalt beißt sich auf die Lippen, dann gibt er den Gendarmen das Zeichen zum Abmarsch und wendet sich selbst zum Gehen.

Draußen vor der Hoftür ist die Menschenmenge inzwischen noch mehr angewachsen, doch haben sich zwei völlig getrennte Gruppen gebildet. Auf der einen Seite steht ein winziges Häuflein Männer und Frauen. Alle machen vergnügte, schadenfrohe Gesichter, und boshafte Bemerkungen gehen von Mund zu Mund. „Mit falschem Gelde kann man sich gut ein feines Haus bauen,“ sagt die eine; „und Tüllgardinen, Vorhänge und Uebergardinen an die Fenster spreizen,“ ergänzt eine zweite; „und Teppiche legen und die Stuben wie in einem Schlosse ausputzen“, giftet eine dritte.

Die große Gruppe steht mit traurigen Gesichtern in dumpfem Schweigen und ängstlicher Erwartung. Für diese Männer und Frauen hat der Gedanke, daß der Mann, zu dem sie in Liebe und Verehrung aufschauten, jetzt von den Gendarmen als Gefangener fortgeschleppt werden soll, etwas unsäglich Niederdrückendes.

Wie von ungefähr kommt auch Pfarrer Pauli dahergegangen. Er bleibt scheinbar überrascht stehen, grüßt höflich nach allen Seiten und wendet sich an die kleine Gruppe mit der Frage: „Ei, Leute, was ist denn im Kantorhause passiert?“

„Ein Nest wird da drinnen ausgenommen, Herr Prediger,“ antwortet der Müller eifrig. „Der Krug geht allemal so lange zu Wasser, bis er zerbricht. Ganze Haufen falschen Geldes sollen da sein! Vorhin haben sie schon den Schmied hineingerufen, damit er es aus den Verstecken herausholt.“

Pastor Pauli richtet sich zu seiner ganzen Größe auf, dann sagt er laut und feierlich: „Ja, ja, Leute! Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher!“

„Jawohl, Herr Prediger, jawohl! Und es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen!“

„Jawohl, Leute!“ Den Hut küstend, schreitet Pauli würdevoll weiter, wie ein Mann dem es nicht ansteht, Neugierde zu zeigen.

Wald darauf werden im Hofe Stimmen laut. Deutlich hören die draußen Stehenden, wie Helmut ruft: „Herr Staatsanwalt!“

„Was wünschen Sie?“ antwortet der Staatsanwalt.

„Wenn ich Ihre Bewegungen richtig deute, sind Sie im Begriff, mein Besitztum zu verlassen.“

„Allerdings! Was haben Sie dagegen einzuwenden?“

„Gar nichts, Herr Staatsanwalt. Ich ver-lange nur, daß Sie mir vorher ein Protokoll über die vorgenommene Haussuchung ausfertigen: Tinte, Feder und Papier steht Ihnen im Gartenhaus zur Verfügung.“

„Das werde ich Ihnen später zustellen!“

„Nein, Herr Staatsanwalt! Sie sind vorhin im Namen des Gesetzes bei mir eingedrungen, und ich habe mich fügen müssen. Jetzt verlange ich, daß das Gesetz beachtet wird. Sie sind nicht nur dazu da, darüber zu wachen, daß andere Leute die Gesetze respektieren, Sie haben das Gesetz auch selbst zu befolgen. Und das Gesetz schreibt vor, daß Sie die Bescheinigung sofort, — sofort! Herr Staatsanwalt! — im unmittelbaren Anschluß an die Haussuchung auszustellen haben. Weigern Sie sich dessen, zeige ich Sie heute noch wegen grober, bewusster Pflichtverletzung Ihrer vorgeetzten Behörde an.“

Jetzt horcht die Menge hoch auf. Die Gesichter in der großen Gruppe erhellen sich. Wenn der mit dem verhassten Staatsanwalt, der eine aus ihrer Mitte ins Ruchthaus gebracht hat, so umspringt, kann seine Sache wirklich nicht schlecht stehen.

Verdunte Gesichter gibt es dagegen in der kleinen Gruppe, und der Müller sagt: „Was der Mensch sich noch gegen einen hohen Beamten herausnimmt! Nicht zu glauben, wenn man es nicht mit eigenen Ohren hörte! Aber warte nur Würschchen, was wirst Du heute noch gewiebelt werden, wenn Dich erst die Gendarmen in ihrer Mitte haben!“

Nun öffnet sich die Türe. Die sechs Gendarmen treten herans und marschieren mit mürrischen Gesichtern davon. Auch der Gerichtsdiener erscheint. Er setzt sich zum Fuhrmann und heißt diesen fortfahren. Die Spannung steigt auf das höchste.

Drinnen überlegt der Staatsanwalt, ob er der Aufforderung Helmut's Folge leisten soll oder nicht. Schließlich sagt er sich, daß die Weigerung eine Miesdummheit wäre. Denn er würde damit nur diesem Salunken Berg den Triumph verschaffen, daß er öffentlich behaupten könnte, der Staatsanwalt Neumann habe auf seinen Antrag hin von der übergeordneten Behörde eine ordentliche Nase bekommen.

Ganz von oben herunter erklärt er deshalb: „Wenn Sie es durchaus verlangen, können Sie die Bescheinigung auch gleich haben.“

Als er sie ausgefertigt hat und Helmut überreicht, sagt dieser: „Wenn es mir auch vorhin bei Ihrem Kommen nicht möglich war, Sie zu empfangen, bei Ihrem Fortgehen lasse ich es mir selbstverständlich nicht nehmen, die Pflichten des Wirtes zu erfüllen.“

Er geht dem Staatsanwalt voraus, öffnet selbst die Türe und als der Staatsanwalt sie durchschreitet, verbeugt er sich leicht und sagt laut und lachend: „Empfehle mich Ihnen bestens, Herr Staatsanwalt! Wünsche anderweitig recht gute Verrichtung!“

Nun sind auch die draußen Harrenden sich klar darüber, daß der Staatsanwalt drinnen abgeblitzt ist.

Eine Frau aus der großen Gruppe ruft: „Er hat nicht! Er muß mit der langen Nase abziehen!“ Die bange Spannung, in der die braven Leute die ganze Zeit über gestanden hatten, löst sich in einem stürmischen Hohnge-lächter, das den davoneilenden Staatsanwalt noch weitain verfolgt, denn die lachende Menge drängt hinter ihn drein ihren Wohnstätten zu, um den im Hause Geflüchten die gute Nachricht zu überbringen.

Erst als die Fröhlichen sich alle verlaufen haben, schleicht die kleine Gruppe der Frommen mit trüblichen Gesichtern davon.

Helmut ergötzt sich einen Augenblick an diesem Schauspiel, dann kehrt er schnell zu seinem Besuch zurück, der wieder im Gartenhaus Platz genommen hat. Alle sind in freudig-erregter Stimmung, als ob jeder der passiven Teilnehmer an dem Vorgang selbst einer persönlichen Gefahr entronnen sei. Am freudigsten ist Dora. Mit den Augen leistet sie Helmut Abhilfe, daß sie sich durch den Staatsanwalt hat in Angst jagen lassen.

Der Oberförster hat den Zweck seiner Anwesenheit im Kantorhause ganz vergessen. Lachend sagt er zu Helmut: „Das war aber eine Geschichte! Ich fürchtete, der Staatsanwalt spiele mit Ihnen wie die Katze mit der Maus, und in Wirklichkeit war es umgekehrt!“

Heiter antwortet Helmut: „Am liebsten hätte ich dem Herrn, als er feierlich den Grund der Haussuchung angab, ins Gesicht gelacht. Aber ich würde ihn damit doch nicht von der Durchsuchung abgehalten haben, und deshalb beschloß ich, der Komödie ihren Lauf zu lassen.“

„Also Geigen fabrizieren Sie!“ freut der Oberförster das Gespräch fort. „Wie sind Sie denn auf diesen Artikel gekommen?“

„Die erste Anregung dazu habe ich in Wien erhalten. In Wien, das einen lebhaften Fremdenverkehr hat, wird ein schwunghafter Handel mit nachgemachten Altertümern aller Art betrieben. Das Geschäft, in dem ich als Hausdiener tätig war, besaß eine eigene kleine Werkstatt, in der Geigen künstlich alt gemacht wurden. Liebhaber zahlten dann hohe Preise dafür. Darüber kam mir auch erst wieder die Tatsache in Erinnerung, daß unsere Familie seit Generationen eine Geige besitzt, mit der stets ein förmlicher Kultus getrieben wurde. Als ich nach Hause zurückkam, probierte ich sofort die Erbgeige und war nun selbst auf das höchste überrascht von dem wundervollen Ton, den sie hatte. Bei genauer Prüfung wurde es mir zur Gewißheit, daß ich eine Geige von hohem Werte, eine echte Stradivari in den Händen hatte.“

„Und diese alte Geige haben Sie wohl zum Muster für Ihre Geigen genommen?“ fragt Frau Hildebrand.

„Nichtig geraten, Frau Oberförster. Ich habe sie in Größe, Form und Wölbung als Modell für meine Geigen, mit deren Bau ich sofort begann, benutzt.“

„Wodurch oder womit wird nun eigentlich eine besonders gute Geige erzielt?“ fragt der Oberförster. „Ach habe darüber auch gelegentlich gelesen, bin aber nie zur Klarheit über diese Frage gekommen.“

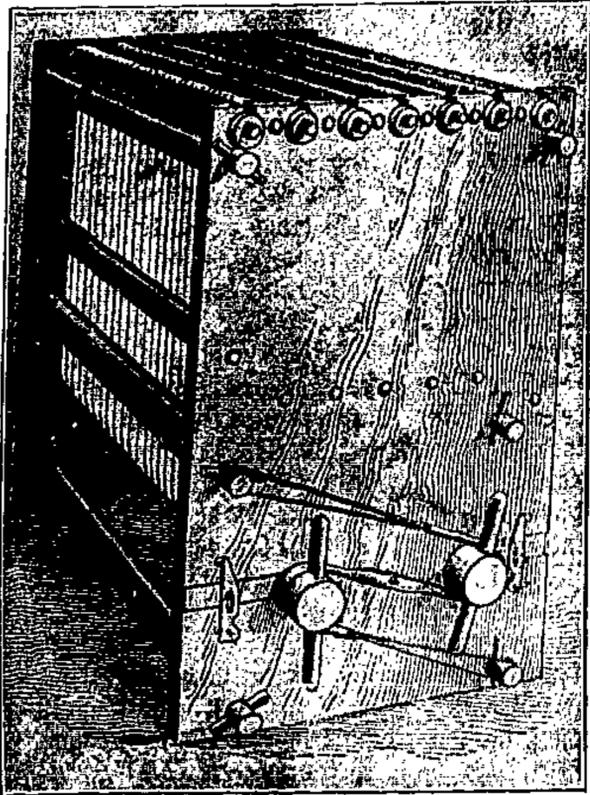
„Ausschlaggebend sind eigentlich nur zwei Faktoren. Man hat freilich schon auf alles Mögliche geraten; hat gemeint, die alten berühmten Meister hätten einen besonderen Sad benutzt, der den guten Ton erzeugt, und dergleichen mehr. In erster Linie kommt es auf das Holz selbst an. Holz von Bäumen, die im Dickicht gewachsen sind, ist nicht zu gebrauchen. Nur das Holz der Bäume, die tausendmal mit dem Sturm gerungen haben, die von der Windsbraut umtost und vom Zephyr umsäuselt wurden, tönt und klingt.“

# Der Zensus in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von Arthur Baar.

**Z**ensus nennen die Amerikaner ihre große Volkszählung, die sie alle zehn Jahre vornehmen, und die zugleich eine Zählung der Berufsarten und Tätigkeitszweige, sowie aller Bestände der Nation darstellt.

Der amerikanische Zensus ist eine mächtig erweiterte Volkszählung, die das Leben und



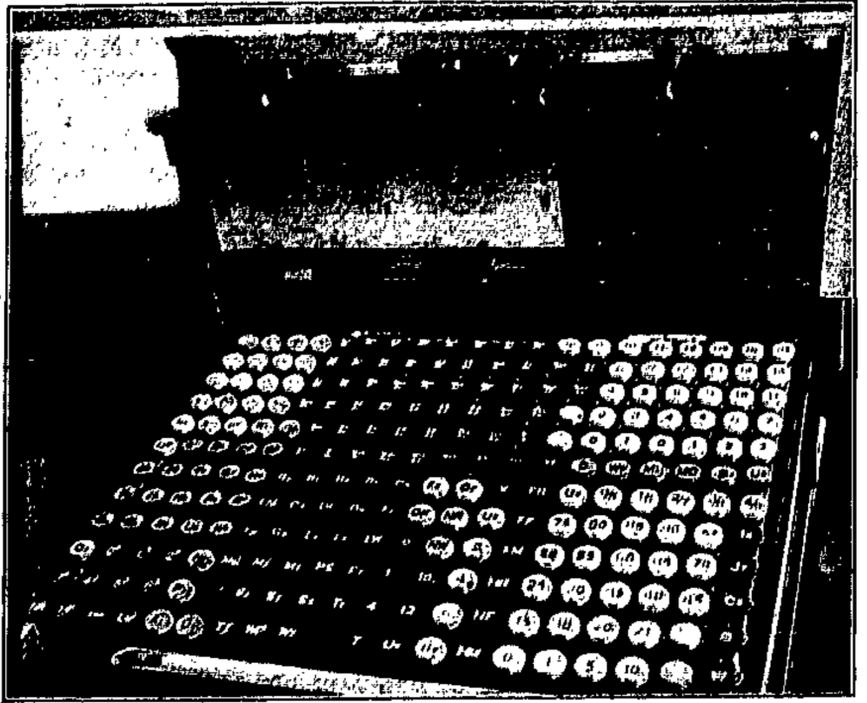
Die Verwendung der „Peater's Machine“ beim Zensus.

Neben des Volkes zugleich umfaßt und in alle Verhältnisse einzudringen sucht, um durch zahlenmäßige Aufschlüsse möglichst viel Klarheit zu verbreiten. Neben der wissenschaftlichen, der historischen und der großen volkswirtschaftlichen Bedeutung des Zensus steht die politische mit in der ersten Reihe in Amerika. Die Zusammensetzung des Bundesparlamentes, der Volksvertretung, wird alle zehn Jahre neu geregelt und richtet sich nach der in der Verfassung vorgeschriebenen Volkszählung. Jeder Staat sendet nach der Zahl seiner Einwohner Abgeordnete zum Parlament, das nach dem letzten Zensus 386 Mitglieder zählte. Ebenso verändern sich auch die Elektorenstimmen der einzelnen Staaten bei der Präsidentenwahl, die von allen Wahlen das größte Interesse der Amerikaner in Anspruch nimmt.

Die letzte Zählung fand im Jahre 1900, die erste im Jahre 1790 statt, 14 Jahre nach der Loslösung vom Mutterlande England. Die gewaltige Entwicklung der Vereinigten Staaten stellte das Zensusamt in Washington vor neue Aufgaben, die zu lösen außerordentliche Schwierigkeiten machte. Der erste Zensus hatte es mit vier Millionen Einwohnern zu tun, der diesjährige umfaßt wohl mehr als 90 Millionen. Damals ein noch unentwickeltes, zum großen Teil noch unbekanntes und unerschlossenes Gebiet, heute ein Land, das den Ruf „der unbegrenzten Möglichkeiten“ sich erworben hat! In den letzten drei bis vier Jahrzehnten

wären die Aufgaben des Zensusamtes überhaupt nicht zu erfüllen gewesen, wenn sie nicht die Mittel zu ihrer Lösung selbst mitgebracht hätten. Das heißt: das System der Zensusaufnahme entwickelte sich mit der Größe seiner Aufgaben. Ohne Maschinenkraft, ohne Dampf und Elektrizität konnte man auch eine Statistik nicht mehr zu Ende führen. Im Zensusamt verstand man es, mit der Entwicklung Schritt zu halten. Das Amt wuchs aus sich heraus, es wurde immer größer, seiner steigenden Bedeutung angemessen. Es wurde zu einer ständigen und sehr geschätzten Einrichtung. Jahraus, jahrein gab es wichtige statistische Arbeiten heraus, die die größte Beachtung fanden, weil sie für die Entwicklung des reichen Landes praktischen Wert besaßen. Stetig zog das Zensusamt seine Kreise weiter. Wohl ausgerüstet stand es da, wenn in jedem zehnten Jahre eine besondere Leistung, die große Gesamtzählung, zu vollbringen war. Die Fäden eines riesigen Netzes der Statistik waren über das ganze Land ausgespannt; es galt nur, sie vorsichtig, geschickt und gewissenhaft zusammenzuziehen, und die kostbare Beute war gewonnen. Die staunenswerte Leistung in jedem zehnten Jahre ist nur die Krönung eines Werkes, an dem ständig gearbeitet wird.

Man vergrößert dann den bestehenden Apparat; man stellt viele tausend Hilfskräfte an; man arbeitet mit wunderbar konstruierten Ma-



Kastenbrett einer Kartenlochkmaschine.

schinen, die für diese Zwecke hergestellt werden. Etwa 60 000 Zähler arbeiten nun mit großer Emsigkeit zehn Tage lang. Jeder Zähler hält in seiner Hand einige Fäden des großen statistischen Netzes, die er nach bestimmt vorgeschriebenen Regeln zusammenzuziehen hat. Von den



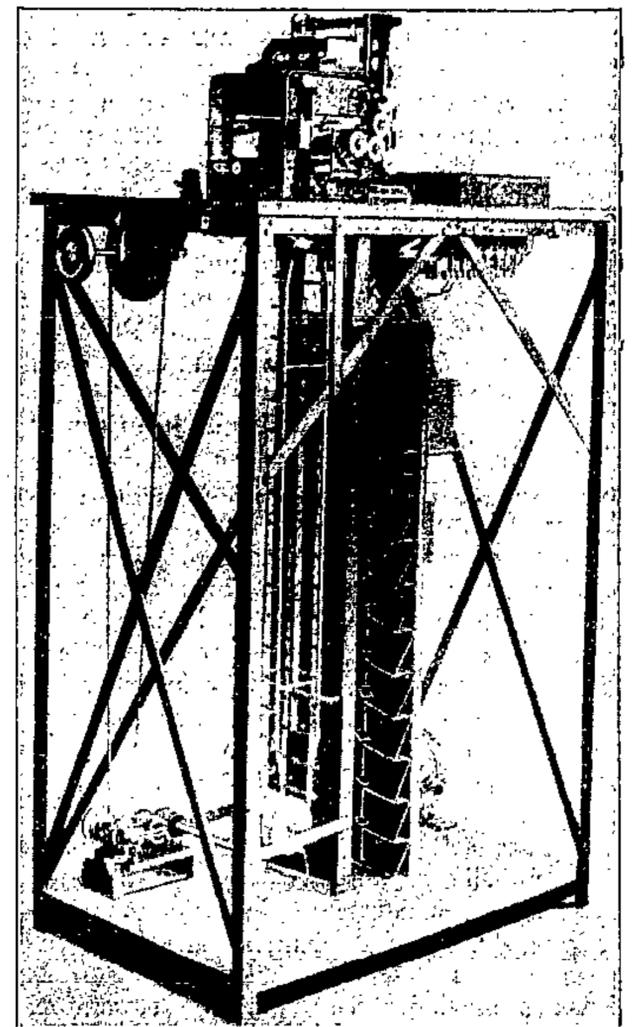
Punkttermaschine.

48 Staaten der Union wird jeder in Zählbezirke zerlegt, die ihre überwachenden Beamten haben; sie führen die Aufsicht über die Zähler, treffen die Einteilung, geben die Anleitungen für die Zählarbeit, die in den verschiedenen Staaten ihren eigenen Charakter trägt. Diese Zähler

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40	41	42	43	44	45	46	47	48	49	50	51	52	53	54	55	56	57	58	59	60	61	62	63	64	65	66	67	68	69	70	71	72	73	74	75	76	77	78	79	80	81	82	83	84	85	86	87	88	89	90	91	92	93	94	95	96	97	98	99	100
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	-----

Gelochte Zählkarte.

Die 6 Felder auf der linken Seite der Karte geben den Zählbezirk an. Die Löcher in den übrigen 13 Feldern von links nach rechts in der oberen Reihe, und von rechts nach links in der unteren Reihe bedeuten: Weißer; männlich; 45 Jahre alt; verheiratet; eingewandert; in England geboren; hält sich 10 Jahre in den Vereinigten Staaten auf; ist naturalisierter Bürger; Lehrer von Beruf; während des ganzen Jahres beschäftigt; liest, schreibt und spricht englisch; lebt im 13. Zählbezirk des 8. Aufsehers im Staate New-York (Albany).



Sortiermaschine.

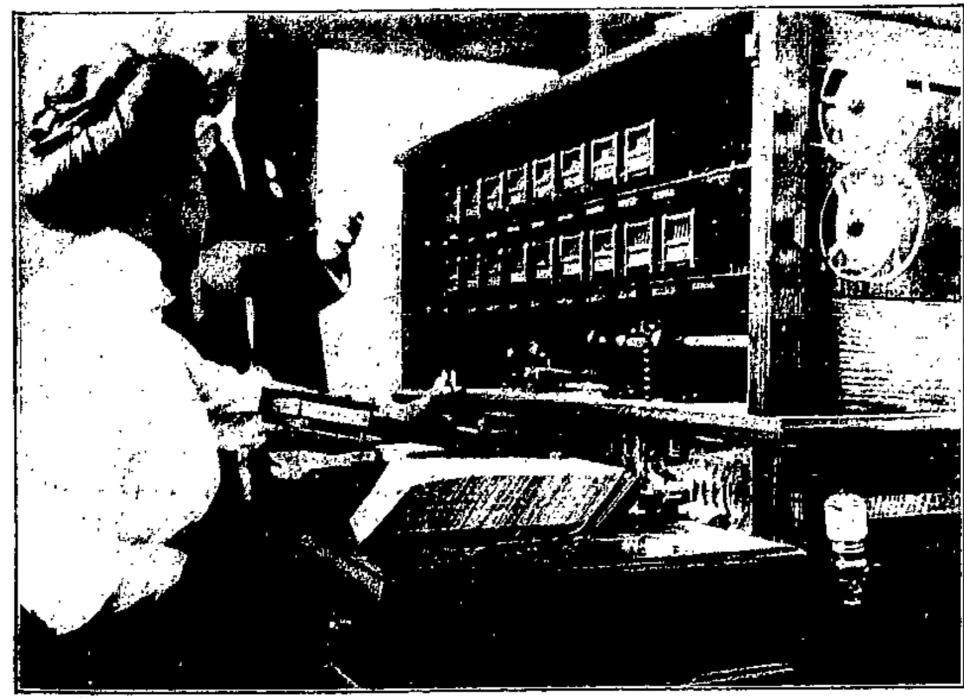
werden besoldet, ihre Tätigkeit gilt nicht nur als eine ehrenamtliche wie bei uns. In den Vereinigten Staaten begegnet eine Volkszählung — wenn wir nur von dieser sprechen wollen — noch ganz besonderen Schwierigkeiten, von denen man sich in deutschen Amtsstuben nichts träumen läßt. Wie in Deutschland gezählt wird, davon erhielten die Leser dieser Blätter ein Bild in einem gelegentlich der letzten deutschen Volkszählung gebrachten Artikel. Hier zählt man ein großes gleichartiges Volk an einem Tage. Das Volk steht auf einer gewissen gleichen Kulturstufe, die Analphabeten sind selten geworden. Überall findet der Zähler eine bestimmte Ordnung der Dinge vor; jedermann versteht seine Sprache und begreift die gestellten Fragen. Das Mißtrauen, das in manchen Schichten der Bevölkerung den Zählern entgegengebracht wird, läßt sich zerstreuen. Gewiß verursacht die Zählung auch hier manche große Mühe, aber die Aufgabe, an einem bestimmten Tage alle fünf Jahre eine Zählung vorzunehmen, läßt sich in Deutschland gut und gründlich ausführen, ohne daß man irgendwo auf Schwierigkeiten stößt, wie sie in Amerika sich überall aufstürmen. Abgesehen davon, daß sich die Amerikaner durch den allgemeinen Zensus ihre Aufgabe viel größer und weitumfassender gestellt haben, liegen die Verhältnisse in der Bevölkerung ganz anders. Alle Nationen der Welt und alle Völkerrassen sind da vertreten. Jede große Stadt besitzt ihr eigenes Völkergemisch; jeder Staat trägt sein besonderes Gepräge durch eine verschieden zusammengesetzte Bevölkerung. Für den Zensus ist es gerade wesentlich, daß die fremden oder eigenartigen Bestandteile der Nation nach Möglichkeit genau mit aufgenommen werden. Das Gesamtbild gewinnt dadurch erst den hohen Wert, der ihm beigemessen wird, daß das Verhältnis auch der kleinsten Teile zum Ganzen der Bevölkerung daraus zu erkennen ist. Mehr noch als die Verschiedenheit der Sprachen kommen die vielen besonderen Eigentümlichkeiten der Rassen und Nationen in Betracht. Wenn hierbei der rechte Mann am rechten Plage fehlt, ist eine Ermittlung der tatsächlichen Verhältnisse fast unmöglich. Da hilft überall der auf das Praktische gerichtete Sinn der Amerikaner. Sie behandeln dann jeden nach seiner Art, um

scheint ihnen als müßige Frage. Wo sie wohnen, wie sie leben, das bringt jeder Tag von neuem mit sich; sie lassen jeden Tag für das Seine sorgen. Ist der Zähler gar zu eifrig und begierig, über alles in seinem Bezirk eingehend unterrichtet zu sein, wird er wohl auch arg belogen und spitzbübisch freut man sich, wenn er die kleinen Schwindereien gewissenhaft notiert; für irgend einen kleinen Spaß ist der Mejer allezeit zu haben.

Die Zähler sind mit allen diesen Dingen vertraut und wissen sich danach einzurichten, denn so ein „verdammter Nigger“ ist für die Zählung genau so viel wert wie der weiße Mann. Eigenartig müssen auch die Indianer behandelt werden. Die in den Reservationen leben, stehen unter der Aufsicht von sogenannten Indianeragenten, die die Regierung eingesetzt hat. Diese Beamten sind mit allen Lebensgewohnheiten der Rothhäute genau vertraut und in der Lage, geeignete Personen als Zähler zu bestimmen und die nötige Anleitung zu geben. In manchem Indianerstamm bestehen recht gut geordnete Verhältnisse moderner Art. Wie sich die Dinge im allgemeinen unter den paar hunderttausend Indianern, die es noch in den Vereinigten Staaten gibt, entwickeln, erfährt man gern und verfolgt man mit großem Interesse. Wo die Zähler durch ein würdiges ruhiges Auftreten das Vertrauen der Indianer gewinnen und den maßgebenden Personen die Bedeutung ihrer Fragen zu erklären wissen, da ist es nicht schwer, die Leute zu den gewünschten Mitteilungen zu veranlassen. Auch die Mongolen spielen eine eigene Rolle in der amerikanischen Volkszählung. So interessant und wichtig es ist, die möglichst genaue Anzahl der Chinesen in den Vereinigten Staaten kennen zu lernen, so unliebsam ist den Chinesen selber diese Feststellung; Die Arbeiterorganisationen interessieren sich sehr lebhaft dafür; sie wollen zum Beispiel an den veröffentlichten Zahlen ermessen, ob das Verbot der Einwanderung gegen die Chinesen strikt zur Durchführung gelangt. „John Chinaman“ weiß daß sehr genau, und wenn er von Kanada oder von Mexiko her sich über die Grenze geschmuggelt hat, so liegt ihm natürlich gar nichts daran, daß seine Anwesenheit, wenn auch nur als ein Einer in der großen Zahl seiner Landsleute, amtlich festgestellt wird. Ähnlich steht es mit den Japanern, deren



Die Bedienung der Zählmaschine.



Geöffnet.



Zählmaschine.

Geschlossen.

ihre Zwecke zu fördern, und wissen sich den fremden Eigentümlichkeiten anzupassen, wo sie sonst nur Verachtung und Hochmut übrig haben. Im Süden der Vereinigten Staaten muß auf die Negerbevölkerung besonders Rücksicht genommen werden. Mit viel Geduld und Fähigkeit verfolgen die Zähler ihr Ziel, und sie bemühen sich sehr um den „farbigen Mitbürger“, den sie sonst kaum eines Blickes würdigen. In manchen großen und in vielen kleinen Ortschaften trifft man keinen Weißen an, sondern nur Schwarze und Mischlinge. Große Massen können weder lesen noch schreiben. Wann und wo sie geboren wurden, das er-

Einwanderung ebenfalls gewisse Beschränkungen erfahren hat. Auch über sie soll die große Zählung die gewünschten Aufschlüsse geben, die nicht nur ein allgemeines Interesse haben, sondern ein ganz spezielles für die Arbeiterschaft des Landes, besonders in den Staaten an der Küste des Stillen Ozeans. „Jap“ und „Chinaman“ sind freilich schon äußerlich kenntlich, der letztere besonders durch seinen Zopf. Kommt aber der Zähler nach dem Chinesenviertel eines Ortes, so könnte er ohne die Hilfe von zuverlässigen Chinesen doch nichts anrichten, denn ein Haus beherbergt oft unheimlich viele der Bezopften, und alle sehen sich so

ähnlich, daß nur ein Minderer sich unter ihnen zurechtfindet. Und es gilt ja nicht nur die Zahl festzustellen, sondern auch in die Verhältnisse hineinzulenken.

Man glaube nicht etwa, daß die Zähler mit den Angehörigen der europäischen Nationen, die alle stark vertreten sind, ein leichtes Spiel haben. Manches Vorurteil muß erst besiegt werden. In den Kreisen der Armen werden die Zähler oft gefürchtet; man verdächtigt ihre Absichten; man hat noch von der Seimat her das Mißtrauen mitgebracht gegen alles, was „amtlich“ heißt.

Hat das Heer der Zähler seine schwere Aufgabe erfüllt, dann wird sofort alles nach Washington gesandt, was sie mit Mühenfleiß eingesammelt haben. Aus dem Rohmaterial soll jetzt endlich der wertvolle Gehalt gewonnen werden.

Denkt man nur an die erdrückende Fülle des zu verarbeitenden Materials, so wird man schon die Größe der gestellten Aufgabe zu würdigen wissen. Aber das hat der Amerikaner erst in zweiter Linie im Auge. Die Hauptfrage besteht für ihn darin, mit welcher Schnelligkeit er die gewünschten Resultate haben kann. Und hierin stellt er an sein Zensusamt rücksichtslos die höchsten Anforderungen. An diesem Problem arbeitete man in Washington mit einem Eifer und einer Energie, die es dahin brachten, daß die so viel umfassenden amerikanischen Zensusberichte schneller erscheinen, als die Berichte über eine einfache Volkszählung in irgend einem Lande der Welt.

Bei den großen Ansprüchen an die Leistungsfähigkeit des Zensusamtes würde das Jahrzehnt bis zum nächsten Zensus dahinfließen, ehe die Resultate veröffentlicht werden könnten, wenn die Maschinen nicht einen Hauptteil der Zählarbeit übernehmen würden.

Sobald die Zählbogen zu Millionen nach Washington kommen und gleich einem Genschreckenschwarm über das Amt herfallen, ist alles zu ihrem Empfang wohl vorbereitet. Tausend und mehr neue, aber mit ihren Aufgaben vertraute Leute werden eingestellt, und nach einem erprobten System geht es an die Arbeit.

Das Material in den Zählbogen wird zuerst auf Karten übertragen, die durchlocht werden. Das besorgen die Maschinen; für jede Tatsache ein Loch.

Man kann annehmen, daß etwa zehn Millionen Zählbogen einlaufen, von denen etwa 300 Millionen durchlöcherter Karten herzustellen wären, wenn man nach den Anforderungen im Jahre 1900 rechnet und die Steigerung der Ansprüche von heute berücksichtigt.

Die schriftlichen Angaben auf den Zählbogen sind zur Auswahl vorgedruckt auf den systematisch eingeteilten Zählkarten, die für die Lochmaschinen bestimmt sind. Die Karten müssen sehr genau übereinstimmen im Format, in der Steife des Papiers und allen Eigenschaften, die eine spielend leichte und ungemein schnelle Behandlung ermöglichen.

Man denke sich die Bedienung einer Schreibmaschine durch eine Klaviatur mit 12 mal 20, also 240 Tasten und mancherlei Kombinationen. Es gilt nun, die Angaben auf den Zählbogen abzuschreiben, und zwar nach dem System, daß für jede Angabe nur ein Loch auf einer bestimmten Stelle der Zählkarte gestanzt wird. Das Loch bedeutet die Antwort einer Person oder über eine Sache, die gezählt worden ist. Mit diesen Löchern operieren nun die Sortier- und die Tabelliermaschinen und bringen die überraschendsten Resultate, die großartigsten Zusammenstellungen, eine perfekte Zählung hervor, an deren Wichtigkeit gar nicht zu zweifeln ist, sobald die grundlegenden Arbeiten, die Angaben auf den Zählbogen und deren Übertragung durch das Stanzen von Löchern auf Zählkarten, stimmen. Das letztere bedeutet nicht viel mehr

als ein sehr geübtes und gewissenhaftes Arbeiten mit einer Schreibmaschine. Die Personen, die diese Maschinen bedienen, arbeiten so sicher und ruhig, so automatenhaft, daß man sie selbst als Teile der Lochmaschinen betrachten könnte, um von der Genauigkeit der Arbeit überzeugt zu sein. Auch haben die Maschinen Vorrichtungen, die eine schnelle Prüfung und Nichtigstellung von eingeschlichenen Fehlern ermöglichen. Als Tagesleistung werden 3500 Karten pro Maschine gerechnet.

Wenn die gelochten Karten in die Sortier- und Tabelliermaschinen gelangen, kann man bald erkennen, wozu die Löcher dienen. Die Karten werden von den Maschinen so zart und fein behandelt, daß sie auf jede Eigenart, soweit die Löcher in Betracht kommen, eingehen. Auch ist ein einmaliges Durchlaufen nicht genügend, es wiederholt sich nach Bedarf. Die Maschine drückt die Karten gern mehrmals an ihr Herz. Dies Herz ist freilich ein stacheliges Ding, wie man es bei einer Maschine kaum anders erwarten kann. Es ist mit Stiften besetzt, die auf Spiralfedern ruhen und nur darauf warten, daß eine durchlochte Karte diese Stelle beim Durchlaufen passiert. Jedes Loch in der Karte gestattet den Stiften für einen schnellen Moment



### Dein heller Stern.\*

Ein kleiner Stern erglühete  
zwischen den Lichtern der Nacht,  
da bist Du wie eine Blüte  
leise zum Leben erwacht.

Zitternd wie eine Kerze  
blinkte der Stern Dich an,  
da hat Dein junges Herz  
den ersten Schlag getan.

Und wie der Stern sich mächtig  
hob über dem dunklen Feld,  
da strömte Dein Atem festig  
in den Atem der Welt.

Einmal wird er sinken.  
Du ruhst und siehst es nicht.  
Dunkelheiten trinken  
sein helles Licht.

Robert Walter.



den Durchgang. Dieser Moment genügt, um eine elektrische Verbindung nach einem Zählwerk herzustellen. Jedesmal, wenn der Stift durch ein bestimmtes Loch der Karte geht, stellt der Zählapparat eine Angabe der gleichen Art, eine Tatsache, eine Eigenschaft, eine Person mehr fest und zeigt zugleich an, wie groß die Summe der gezählten Dinge bereits geworden ist. So arbeitet die Tabelliermaschine. Und nicht nur nach einem Zählapparat wird in der geschilderten Weise telegraphiert, sondern nach vielen Apparaten, fünfzig bis siebzig an der Zahl. In diesen Werken wird alles registriert, zusammengestellt und gebucht, so daß man die Resultate gleich ablesen kann. Alles geht mit

\* Aus „Wir wollen ins Himmelschloßlein fahren“, Kindergedichte von Robert Walter, Bilder von Theodor Herrmann. (Hamburg, Alfred Ranken. Pr. gebd. 4 Mk.) In diesem prächtig ausgestatteten Buche hat der auch unseren Lesern nicht unbekannt Dichter (Robert Walter-Freud) warm und tief empfundene Kinderlieder zusammengestellt, die von einem gleichgesinnten Zeichner in einer dem kindlichen Verständnis angepaßten Weise illustriert worden sind. Wir können das Buch, an dem inhaltlich nur ganz geringe Stoffliche Aussetzungen zu machen sind, gerade jetzt vor Weihnachten gern empfehlen; bedauerlich ist nur, daß sein Preis etwas zu teuer ist.

unheimlicher Geschwindigkeit. Bis zu 400 Karten kann eine Tabelliermaschine in einer Minute weitergeben; sie arbeitet so exakt, daß nur fehlerlose und richtig eingeführte Lochkarten von ihr behandelt werden; sonst meldet sie sich, wie ein vernunftbegabtes Wesen, das weiß, daß die Arbeit an Wert verliert, wenn Fehler sich einschleichen.

Die sehr sinnreich eingerichtete Sortiermaschine leistet wichtige Dienste, wenn es gilt, eine beliebige Anzahl gelochter Karten nach ihrer verschiedenen Bedeutung zu sortieren. Man kann bis zu zehn Sorten zusammenlegen lassen, um die Karten mit gleichen oder ähnlichen Angaben in gesonderten Fächern beieinander zu haben, und dies schon bei einem einmaligen Durchgang durch die Maschine. Braucht man mehr Sorten, so läßt man die Karten öfter durchlaufen. Auch in dieser Maschine geben Metallstifte durch die Löcher der Karten den elektrischen Auftrag, damit bestimmte Gleitflächen und Fächer für die gleichen Arten, also für die gleichartig gelochten Karten, geöffnet werden. Zählapparate sind auch hier angebracht, um die Zahl der Karten sofort festzustellen.

Die neuesten Lochmaschinen haben ebenfalls Zählapparate, wodurch sich manches Resultat schon feststellen läßt, ehe noch die Tabelliermaschine ans Werk geht. Diese Maschine verarbeitet täglich 80 000 bis 90 000 Karten; sie verrichtet durch die Zusammenstellungen, durch die Tabellierung automatisch, was ganze Scharen fleißiger Bureauarbeiter als aufstrebende und aufreibende geistige Tätigkeit bezeichnen würden, wenn ihnen nur ein Teil dieser Aufgabe zufiele.

Es bleibt noch genug übrig für eine angestrengte geistige Tätigkeit, um die mehr als 20 Gebiete, die der Zensus umfaßt, prompt und schnell zu bearbeiten. Handel, Industrie und Gewerbe verlangen in dieser Beziehung allein schon große Kraftleistungen. Allerlei Berechnungen, Zusammenstellungen und Vergleiche mit früheren Zählungen werden vorgenommen, Schreib- und Rechenmaschinen müssen dabei helfen.

Wenn dann die Drucklegung des Ganzen nach Jahresfrist beginnt, treten die Setzmaschinen in Aktion. Bis dahin ist aber die Öffentlichkeit schon durch manches Resultat der Zählung, das sich die Zeitungen verschafft haben, befriedigt worden. Man kann nicht warten, bis die Bände mit über 10 000 Druckseiten vorliegen.

In den Veröffentlichungen des Zensusamtes zeigt sich auch wieder der nüchtern praktischen Sinn des Amerikaners, der stets darauf gerichtet ist, zum allgemeinen Verständnis zu bringen, was in manchem anderen Lande nur auf Leute mit einer gewissen Vorbildung und Wissenschaftlichkeit berechnet scheint.

Der Amerikaner gibt keine Probleme in den Publikationen auf. Es bedarf keiner tiefen Gründlichkeit und Lammgeduld, um dahinter zu kommen, welche Bedeutung die veröffentlichten Zahlen haben. Und was in Zahlen allein zu kompliziert erscheint, das wird in Farben und in Diagrammen, in Vierecken, Dreiecken, Kreisen, durch dicke oder dünne, durch wagerechte oder senkrechte Linien anschaulich dargestellt. Jedermann soll sich leicht und schnell orientieren können, besonders die Leute, deren Zeit Geld ist, wie sie gern behaupten.

Daß nun alles auch seine Wichtigkeit hat, daran zweifelt man in Amerika ebensowenig wie bei uns. Auf die minutiöse Genauigkeit, die bei uns gern geübt wird, legt man dort, wo alles ins Große wächst, nicht so schweres Gewicht. Das erscheint dem Amerikaner übertrieben; er schätzt es nicht einmal, sondern er ist stolz auf das System, das er anwendet, und mit Genugtuung konstatiert er, daß in ähnlich vollkommener Weise nirgends in der Welt eine Volkszählung vorgenommen wird.

# Not lehrt beten!

Skizze von M. Germain.

Nun sahien er doch müde geworden zu sein, der stolze Mann mit dem Feuergeist, der wilden Energie und der nie versiegenden Redequelle. Wie sie sich freuten ob ihres Sieges! „Not lehrt beten!“ sagten sie, und daß Hunger weh tut, wußten sie auch. Schon mancher hat für ein Dinsengericht seinen Stolz und seine Rechte verkauft, und noch viele tragen „ihre Ehre“ und „ihre Welt“ zu Grabe, um sich einmal satt essen zu können. Hunger tut weh!

Ja, Bruno Görz war müde geworden; das heißt: nur körperlich, geistig sollte das keine Macht der Erde fertig bringen. Diesen Gefallen wollte er um keinen Preis den Pfaffen erweisen, die ihn ruiniert hatten, weil er nicht tanzte, wie sie piffen. „Not lehrt beten!“ hatten sie ihm dann unverblümt gesagt. Aber Bruno hatte gelacht. Die ganze Welt stand ihm ja offen, da ließen sich schon Menschen finden, die dachten wie er. Die Sache hatte aber doch einen bösen Seitenhieb. Reisegeld besaß er nicht, und er wollte nach Berlin. Das kostete einen schönen Buben. Seit vier Wochen saß er zu Hause und brütete darüber nach, wie er fortfame. Währenddessen zehrte er mit seiner Familie seine kleinen Ersparnisse auf. Vor ihm lag ein Brief aus Berlin von einem Malermeister, er sollte kommen: als Geschäftsführer würde er angestellt werden. Diese Stelle ging ihm nun wieder verloren, denn es fehlte ihm am Reisegeld. Woher nehmen und nicht stehlen? Wen hätte er aber darum bitten können? Er war ein Geächteter geworden unter den Gläubigen des Städtchens. Schon lange wurde er gemieden. Man ging ihm schon aus dem Wege, und die Kinder schauten ihm ängstlich nach; sie hielten ihn für den leidenschaftigen „Gottseibeiuns“, denn ihre Eltern sparten zu Hause nicht mit Worten, wenn es galt, dem lieben Nächsten eins zu versehen. Bruno befand sich keineswegs in einer beneidenswerten Lage. Aber er blieb fest, und das Pfaffenwort: „Not lehrt beten!“ sollte an ihm zuschanden werden. Er hatte seine eigene Weltanschauung. Derweil drückten ihn aber doch die Folgen des pfäffischen Schachzuges gar mächtig nieder. Ja, wäre er auf sich allein angewiesen gewesen! Aber seine Frau und die fünf kleinen Kinder, die kamen nicht so leicht an dieser Klippe vorbei. Seit acht Tagen aßen sie alle nur noch trockenes Brot, und selbst dieses war jetzt ausgegangen. Aber er ergab sich nicht und kroch nicht zu Kreuze. —

Tack, tack, tack, tack! Träge rückte der Zeiger der Uhr weiter. Bruno Görz saß am Tische und hielt müde den Kopf in beide Hände gestützt. Er sann nach Rettung und fand sie nicht. Kein guter Gedanke wollte bei ihm Einkehr halten. Sein Körper war vom langen Fasten erschlaft, sein Gehirn war abgespannt, und wie Blei lag es auf allen seinen Gliedern. Seine Phantasie besaß freien Lauf. Unklare Bilder und Stimmen umdrängten ihn. „Schon müde?“ hörte er rufen, und ein fettes, breit grinsendes Pfaffengesicht tauchte vor ihm auf. „Nein, nein, dreimal nein!“ schrie er zurück und lachte mit starren Augen nach der Zimmerdecke. Die Vision verschwand. Schnarrend schlug die Wanduhr die Mittagsstunde an. Er fühlte eine zarte Hand über sein Haar gleiten. „Was willst Du, Lotte?“ Seine Stimme klang weich und müde. Er wußte ja alles; weshalb fragte er noch?

„Wenn wir Brot hätten, Bruno! Die Kinder hungern.“

Jetzt verstumte er. Sich darüber hinwegzutäuschen, fand er keine Worte und — nicht den Mut. Ein krampfhaftes Zucken ging durch seinen Körper, und seine Fingernägel

gruben sich tief in die inneren Hautflächen ein. Zwei Kinderarme klammerten sich um seinen Hals. „Bist Du traurig, Vater? Das darfst Du nicht sein; wir haben Dich ja lieb!“

Heiß stieg es ihm nach der Kehle, und wild preßte er sein ältestes Kind an seine Brust. Sprechen konnte er nicht, aber in seiner Seele schrie es gellend: „Hunger tut weh! Hunger stumpft auch die Liebe ab!“

Tiefer senkte sich Brunos Haupt zum Tische nieder. Ein wildes, unheimliches Feuer glühte in seinen Augen auf, dann ertösch es wieder, und nur der physische Schmerz blieb zurück. Es zupfte ihn an der Hose.

„Vater! Lenchen will essen! Mutter gibt Leni gar nichts! Vater soll Leni Brot geben!“

Mit einem wilden Satz fuhr Bruno in die Höhe. Erschrocken schrie die kleine Sprecherin auf und flüchtete nach der Mutter, um weinend das kleine Köpchen in deren Rockfalten zu bergen. Was wollte er denn beginnen? Er wußte es selbst nicht. Vor ihm lag wieder alles so unbestimmt, verschwommen. Ein wahnsinniger Schmerz begann sein Herz zu ergreifen.

Bruno verzerrte das Gesicht zu einem wahnsinnigen Lachen. Dann stülpte er den Hut auf und verließ eilig die Wohnung. Er lief die lange Straße hinab und machte an den letzten Häusern Halt. Sein Körper glühte, seine Augen brannten wie Feuer. Er blieb stehen, um ruhiger zu werden. Wohin wollte er denn? Ach so! Nun hatte er ja ganz vergessen, die Sachen mitzunehmen; einiges Handwerkszeug, das er einem früheren Konkurrenten zum Kaufe anbieten wollte. Das Zeug rührte aus der Zeit seiner Selbständigkeit her. Gern trennte er sich nicht davon. Ost hatte er damit den Seinen Brot verdient, aber Hunger tut weh!

Mit schnellen Schritten eilte er wieder nach Hause. Auf dem Boden hatte er die Sachen aufbewahrt. Niemand sah ihn. Leise stieg er hinauf und steckte das Werkzeug zu sich. Wie ein Dieb fühlte er sich an seinem Eigentum. Früher hatte er damit sein Brot verdient, jetzt wollte er Brot damit kaufen. Hunger tut weh!

Nun lief er wieder eilig die Straße zurück. Da war das Haus seines früheren Konkurrenten. Er trat ein. Was für ein sonderbares Gefühl ihm hier durch die Brust zog! Er hörte sein Herz schlagen; alles wurde ihm so eng; das benahm ihm fast den Atem. Wie schön und reich hier alles eingerichtet war! Ja, der Mann war wohlhabend und hatte Glück. Das Haus war auch sein Eigentum. Reimte da nicht der Neid in seiner Brust auf? Nein, wahrhaftig nicht! Neid kannte er nur dem Namen nach. Er wußte: dieser Reichtum war — erheuchelt. Der Mann verstand zu — beten. Zu beten ohne Not. Wenn es sein mußte, dann triefte er von Frömmigkeit; er verstand das Geschäft. Bruno zog die Glocke. Da kam er, er selbst sogar. Ein sehr freundlicher Mann; gutgenährt, das direkte Gegenteil seines Besuchers. Seine Stimme war tief und schleppend. Er sprach salbungsvoll.

„Ah! Guten Tag, Herr Kollege! Was bringt Sie hierher?“

„Ich möchte . . .“ Bruno Görz schluckte und drückte. Die Kehle ging ihm zu; kein Wort brachte er heraus.

„So, so, Herr Görz, Sie kommen ganz sicher um Nr . . . Ja, ja, ich verstehe schon. Es tut mir ja sehr leid . . . aber . . . Sie wissen ja . . . die Leute . . . meine Kunden . . . na . . . eine recht unangenehme Sache. Bedauere wirklich!“

„Nein, um Arbeit komme ich nicht, Herr Meier. Ich — Ich — wollte Ihnen nur bei Ge-

legenheit etwas anbieten. Einiges Handwerkszeug . . . mir ist es ja doch hinderlich. Willig würde ich es Ihnen lassen, Herr Meier — wirklich billig.“

„Um ja! Die Sachen habe ich ja alle . . . aber . . . wenn Sie sie nicht mehr brauchen . . . Viel Wert haben sie für mich nicht. Was verlangen Sie denn?“

Bruno nannte den halben Preis des Wertes. Herr Meier zog die Augenbrauen hoch, sehr hoch und bot mit frommer Salbung von der Hälfte die Hälfte. Wehmütig schaute Bruno auf die Sachen, die er sich nur unter vielen Entbehrungen hatte anschaffen können, und reichte sie blutenden Herzens Herrn Meier. Hunger tut weh!

Jetzt, eilig nach Hause. Er hatte Geld! Wie das brannte in seiner Hand! Dieses Geld! Dieses Blutgeld! Wegwerfen hätte er es mögen! Aber die Kinder? Hunger tut weh!

Er stürzte die Treppe hinauf. Ost trat er zu kurz und fiel halb hin; der Hunger hatte seine Veine geschwächt. Er betrat die Stube. Alles still. Niemand da? Aus dem Schlafzimmer kam eine Flüsterstimme, das war seine Frau. Was wollte sie dort mit den Kindern? Es wird doch nichts . . .

Bruno fühlte an seinen Kopf. Aber Ruhel Ruhel Mein, er hatte falsch vermutet. Seine Frau sprach sanft und ruhig. Leise trat er näher. Sie hatten ihn schon gehört. Er zwang sein Gesicht zu einem Lächeln. „Lotte, ich bringe . . .“

Stumm deutete seine Frau auf das Bett. Da lagen seine beiden Kinder mit hochroten Wangen; sie siebten stark. Seine Frau saßte ihn bei der Hand und sprach mild:

„Ich glaube, Diphtheritis — die Krankheit ist in der Stadt. Die Kinder sind so schwach und halten nicht stand.“

Bruno war es, als müßte er umsinken. Mit zitternden Händen fuhr er über die glühenden Stirnen der Kinder. Seine Augen jahen nichts. Alles um ihn her fing an, sich in wildem Tanze zu drehen. Er lief zum Wasserhahn, um sich den Kopf zu kühlen. Wie wohl das tat! Ohne sich lange zu besinnen, lief er dann zum Arzt. Der war ein Menschenfreund, vielleicht der einzige im Städtchen. Er ging gleich mit, obschon er wußte, daß er auf das Honorar würde verzichten müssen. Er kannte Görz und wußte alles. Was brauchte es da lange Entschuldigungen! „Pflicht, Pflicht, reine Menschenpflicht!“ murmelte er fortwährend. Bruno glaubte einen Engel reden zu hören. So hatte schon lange kein Mensch mehr zu ihm gesprochen! Das zeugte Hoffnung. — „Hoffnung?“

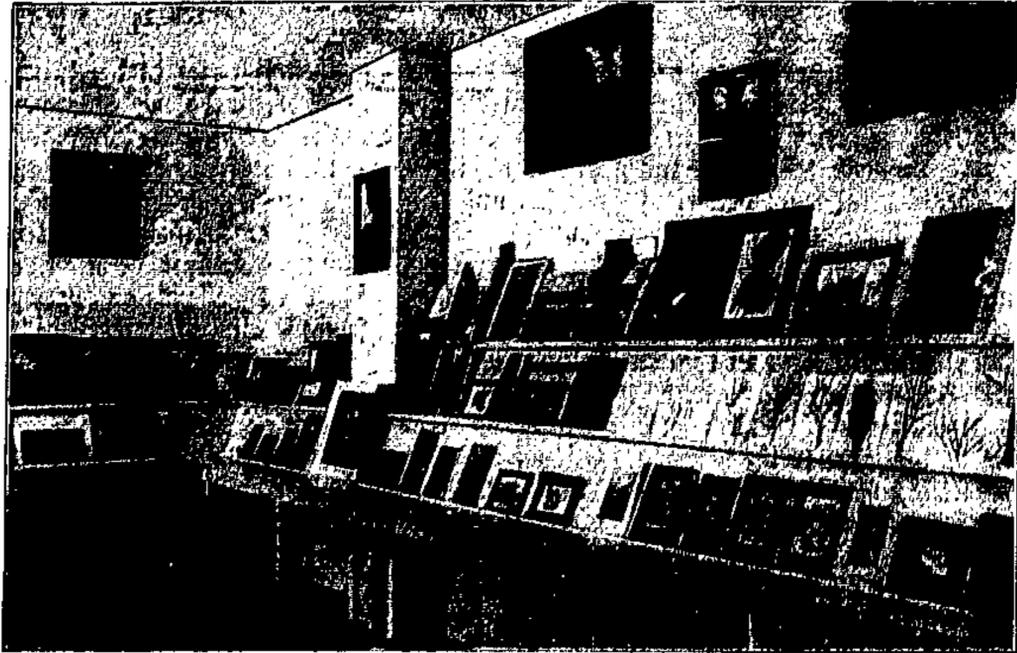
„Zu spät!“ Bruno hörte das Wort. Wer hatte gesprochen? Er wußte es nicht. Er sah und hörte nichts mehr, aber in seinem Innern, da schrie es, schrie es überlaut: „Nein, und abermals nein! Ich will es nicht! Ich will sterben, ich will zugrunde gehen! Diese Kinder nicht!“

Dunpff schlug Brunos Körper am Boden auf. Es war zuviel gewesen. Lange lag er in heftigem Fieber; er genas wieder. Seine Kinder waren ihm erhalten geblieben. Der menschenfreundliche Arzt hatte Uebermenschenliches geleistet. Bruno saß aufrecht im Bett und streckte dem eintretenden Arzte die blasse, abgezehrte Rechte entgegen. Lachend sprach dieser: „Not lehrt beten! Nicht? Das haben Sie ja so oft gesagt, daß Sie schließlich daran glauben können?“

„Nein!“

„Nun auch der Ansicht. Not lehrt Pflicht! Leider aber nur bei ganz wenigen!“

**Goethe über arbeitendes Volk und obere Zehntausend.** Goethes Stellungnahme zu politischen Dingen war nicht eben sonderlich volksfreundlich. Von der französischen Revolution wollte er nicht recht etwas wissen, und so geriet er in eine mehr konservative Haltung hinein, die wieder über sein wahres Wesen sehr täuschen könnte. Wenn man den großen Denker und Dichter gar gelegentlich einen herzlosen Aristokraten genannt hat, so geschieht ihm damit bitter Unrecht. Weit entfernt, für die oberen Zehntausend besondere Sympathien zu empfinden und das arbeitende Volk zu verachten, dachte er eher gerade umgekehrt. Die sogenannte „große Welt“ schätzte er recht gering und hatte besonders von dem höfischen Treiben eine sehr geringe Vorstellung, während er hingegen vom Volk des Öfteren mit vieler Achtung und Sympathie spricht. Er bewegte sich auch gern in Kreisen, mit denen die feine Welt möglichst nicht in Verbindung kommen will, während Goethe sich da gerade als Mensch fühlte. So hat er sich unter den Vergleuten von Plinienau sehr wohl gefühlt, deren Gruben bekanntlich infolge seiner Bemühungen wieder in Betrieb gesetzt wurden. Das war in den ersten Zeiten seiner Weimarer Wirksamkeit. Gelegentlich eines Aufenthaltes unter den Vergleuten schreibt er an Frau von Stein: „Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen: Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden — Dulden — Ausharren in . . . ich will mich nicht in Ausdrücken verlieren . . .“ Was Goethe da lobt, erscheint dem kämpfenden Proletariat der Gegenwart nicht alles als so rühmendwert. Goethes Teilnahme für die arbeitende Klasse ist aber unverkennbar, und so regten ihn auch, als er an der „Iphigenie“ arbeitete, die Berichte über das Elend und die Hungersnot unter den Strumpfwirkern von Wolda so auf, daß der Fortgang seiner Arbeit darunter litt. „Hier will das Drama gar nicht fort,“ schreibt

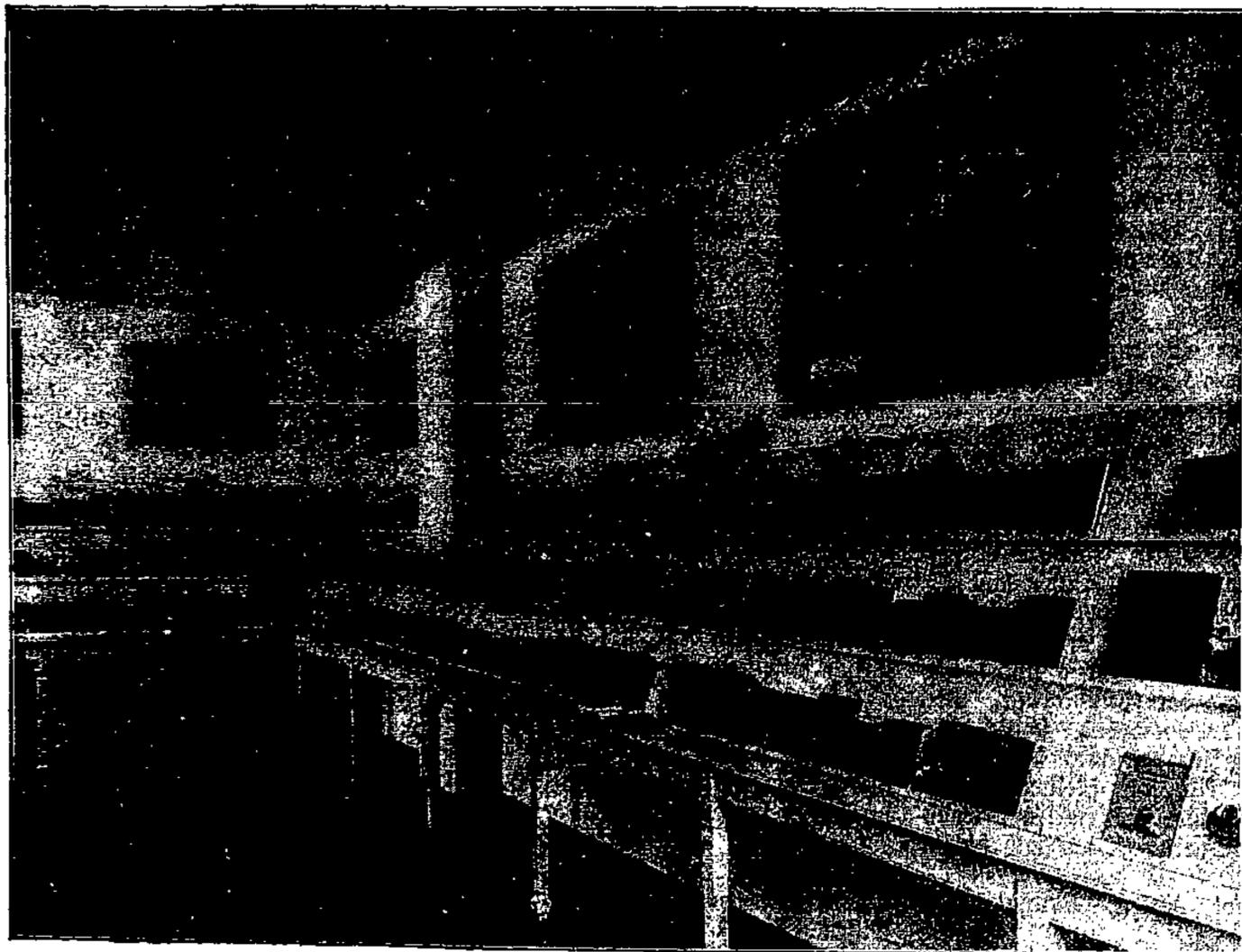


**Kunstaussstellung im Berliner Gewerkschaftshaus.**  
Der Bildungsausschuß (Berlin) der Lithographen, Steindrucker und verwandter Berufe hatte ein Preisaus schreiben für Verbandsmitglieder erlassen, in dem freie Arbeiten (Zeichnungen, Radierungen, Malereien, künstlerische Photographien usw.) zum Wettbewerb eingefordert wurden. Das Ergebnis dieses Ausschreibens gelangte kürzlich im Berliner Gewerkschaftshaus zur Ausstellung; für die Besucher dieser Ausstellung, die unser Bild illustriert, hielten zwei Mitglieder der Jury, Albert Knaab und Max Steffe, künstlerische Besprechungen der ausgestellten Werke an Ort und Stelle.



**Jugendchriften-Ausstellung im Berliner Gewerkschaftshaus.**  
Bücher für die Kleinen.

er, „es ist verflucht, der König von Lauris soll reden, als wenn kein Strumpfwirker in Wolda hungerte.“ Bei solchen Gelegenheiten fühlte er sich denn auch, wie er ein anderes Mal schreibt, „beschämt, wie man vor so vielen Tausenden begünstigt ist“. Das erschien ihm nicht so selbstverständlich, wie dem gedankenlosen Haufen der großen Welt. Deren Existenz hat er gelegentlich als das reine Schmarokertum charakterisiert. In einem Brief an seinen Freund Nebel schreibt Goethe: „So steig ich durch alle Stände aufwärts, sehe den Bauer Mann der Erde das Nötige abfordern, das doch auch ein behagliches Auskommen wäre, wenn er nur für sich selbst schwigte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gezogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrierten Saft aus den Leibern. Und so



**Jugendchriften.**  
Ausgestellt im Berliner Gewerkschaftshaus.

geht's weiter, und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer an einem Tage mehr aufgezehrt wird, als unten an einem beigebracht werden kann.“ Solche Aeußerungen zeigen, daß ihm der Grundsatz aller auf Klassenscheidung beruhenden Gesellschaftsformen kein Geheimnis war. -dy.

**Der Einfluß der Temperatur auf die Färbung von Schmetterlingen.**  
Seit langer Zeit schon ist den Naturforschern bekannt, daß es bei einigen Schmetterlingsarten entsprechend der Jahreszeit, in der sich ihre Larve verpuppte, zwei in bezug auf Färbung und Zeichnung verschiedene Formen gibt. Die im Sommer entstandenen Formen sind nämlich anders gefärbt als die derselben Art, die als Puppen überwintert haben. Man vermutete bald, daß diese als Saisonbimorphismus bezeichnete Farbenverschiedenheit durch die verschiedenen Temperaturen, denen die Sommer- und Wintergeneration in ihrer Entwicklung ausgesetzt waren, zustande gekommen sei. Experimente, die man seit Jahrzehnten nach dieser Richtung hin angestellt hat, zeigen nun, daß diese Vermutung richtig war. Benutzt wurden zu diesen Versuchen meist Schmetterlinge, deren Sommerform oft nicht nur in der Farbe, sondern auch in der Größe und Gestalt der Flügel sich von der Winterform unterschied. Man fand hierbei, daß unter Einwirkung niederer Temperaturen auf die betreffenden Puppen die Sommerform sich in eine Winterform und im umgekehrten Falle

unter Einwirkung höherer Temperaturen die Winterform in eine Sommerform umwandeln ließ. Ja, man konnte weiterhin feststellen, daß durch Kälteeinwirkung auf die Puppen von Schmetterlingsvarietäten, wie sie in unserer Zone vorkommen, sich Abarten künstlich erzeugen ließen, wie sie den von uns aus nördlicher gelegenen Ländern eigentümlich sind, und durch Wärmeeinwirkung Varietäten derselben Art, wie sie in südlicher von uns gelegenen Ländern vorkommen. Man konstatierte damit zugleich, daß diese nördlicher und südlicher von uns vorkommenden Abarten nur durch die Temperaturverschiedenheit, unter der sie zur Entwicklung kommen, entstehen. Einwirkung von Temperaturen, die sehr viel höher oder tiefer lagen, als die bei uns herrschende Durchschnittstemperatur, brachten übrigens Formen hervor, die bei uns gar nicht oder nur selten zu finden sind. h. b.